

SPIEGELBLATT

Nr. 4

Illustriertes Unterhaltungsblatt.

1909

Kleine Geschichte.

Erzählung von Wilhelm Holzamer.

(Fortsetzung)

Dann wurde Germaine wieder ängstlich. Es konnte schlimm ausgehen. Mancher hat ja etwas das Leben gekostet.

Aber man brauchte ja nicht gleich das Schlimmste zu denken.

Es war ihr aber nun so schwach geworden, daß sie in eine Bar gehen mußte und einen Kaffee mit Kognak trank.

O, läßt, wenn sie so leicht zitterig wurde!

Eine Vorsichtsmäßregel nahm sie sich noch vor: sie wollte sich sofort merken, wo der Schuhmann placierte ist. Aus teinen Fall wollte sie sich davonschleppen lassen.

Als sie eine kleine Sekunde an der Kasse der Moulin rouge gewarlet hatte, kam die Dame. Germaine merkte gleich, alle Welt schien sie hier zu kennen. Das war beruhigend.

Sie stiegen die breite Treppe hinauf zum Restaurant. Die Dame gab ihren Abendmantel an der Garderobe ab. Sie war sehr höflich.

Sie sagte: „Sie sind ja aber nicht gepudert und nicht geschminkt, mein liebes Kind, Sie sehen ja ordentlich naßt aus. Nun, das kommt noch.“

Germaine verhielt sich still. Sie sah sich nur sehr neugierig um. Gott, war das alles schön! Die feingedeckten Tischchen, die Logen mit den Samtpolstern, die gepunkteten Damen und Herren in den schwarzen Anzügen und Zylinderhüten!

Und ihre Dame! Das waren gewiß echte Brillanten, die sie in den Ohren und an den Fingern trug! Sie hatte alle Finger voll Ringe. Und die goldene Kette um den Hals mit den Brillanten drin! Alles echt. Wie das funkelte! Sie hatte nun rotblondes Haar und rotblonde Augenbrauen, ein wenig dunkler als das Haar, und war dunkel unter den Augen gemalt. Von der Seite gab das einen bösen Blick, aber sie war offenbar gar nicht böse, denn sie lächelte immer. Germaine schien es auch, daß sie eine viel vollere Brüste jetzt hätte, als sie am Morgen gehabt. Und sie war sehr tief ausgeschnitten. Ihren Hut durfte sie gar nicht ansehen, denn dann gefiel ihr der ihrige gar nicht mehr. Und der schankelnde Schmetterling an der Kinnadel mit den bunten Steinen in den seinen Flügeln!

„Liebes Kind, einen anderen Hut müßten wir Ihnen schon kaufen: oder möchten Sie lieber die Schlichte spielen?“

Germaine fühlte sich gepränt und antwortete nichts. Gedenk war eben der Vorhang

aufgegangen und ein Zauberländer produzierte sich. Sie war auch davon ein bisschen enttäuscht, denn so was hatte sie schon öfter gesehen. Für hier aber hatte sie was ganz anderes erwartet.

Die Dame sagte nun: „Die Schlichte zu spielen, ist jetzt in der Mode, aber man wird dabei nichts. Ich würde Dir zur grande dame raten. Zugemischt bist Du wie geschaffen dafür. Gute Figur, kein zu kleines Gesicht, gute Größe. Für die Haare müßten wir wohl noch einen „faux front“ kaufen. Deine Frisur ist ein wenig zu dünn. Man ist gleich ganz anders angezogen. Und angezogen sein, das ist schon halber Sieg. Anders bleibt man sitzen. Ich täte Dir also wirklich absolut nicht zu dieser kleine-Mädchen-Art raten.“

Germaine war frappiert. Was redet die da? Falsche Haare sollte sie sich auf den Kopf tun! Das hatte sie partout nicht nötig. Und sie sagte einfach „Du“ zu ihr. Sie war aber noch nicht in Dienst bei ihr. Oho, die verrechnete sich.

Aber sie wollte ihr nicht vor den Kopf stoßen, sie war erst am Anfang. Bis jetzt war noch nicht einmal serviert worden. Mein Kellner hatte sich noch bis jetzt nach ihnen umgesehen. Der Schalk erwachte in ihr.

„Ich ziehe grande dame vor“, sagte sie mit einem träumerischen Augenaufschlag.

„Bravo, das halte ich für vernünftig. Ich meine es gut mit Dir, kleine Ratte. Ein bisschen einfach sein im Anfang, ein bisschen zieren, das ist freilich gut, es reizt. Und dann ein wenig hochfahrend sein, wenn man einmal festen Fuß gesetzt hat. Und wer Glück hat, der kann überhaupt tun was er will. Dem seien sie die Schuhsohlen ab.“

Germaine schoß es nun doch ein wenig heiß in die Schläfen. Sie meinte die Schlinge zu spüren und meinte zu fühlen, wie sie sich schon fester zusammenziehe. Am besten wäre es, wenn sie davonlief. Aber Gott, es war immer noch ohne Gefahr schließlich. Sie hatte ja nun kaum erst am Schlüsselloch hineingesehen, und sie wollte so weit gehen wie möglich. Und sie wollte genießen. Sie wollte diese doppelte Sensation haben. Außerdem ärgerte sie sich noch über die fade Bemerkung über ihren Hut. Wenn er auch kein Turmbau war, schön war er doch.

Sie fand noch keine feste Stellungnahme, was sie tun, sagen, wie sie alles innerlich einordnen sollte.

Auf der Bühne hatte außerdem eine neue Nummer begonnen. Zwei Greenie Clowns produzierten sich.

Germaine war ganz Auge und ganz Lachen. Sie hörte nicht, was die Dame zu ihr sagte. Sie sah nur nach der Bühne und schüttete sich aus vor Lachen.

Sie hatte dadurch auch nicht bemerkt, daß sich ein Gast an den Tisch gesetzt hatte. Als sie nun ihre Dame sagen hörte, ich denke, wir beginnen mit einem Glas Sherry, drehte sie sich um. Einmal dachte sie an ihren Vorsatz der Vorsicht beim Trinken und Gingießen, als sie das Wort hörte, und dann liebte sie ja die süßen Weine so sehr.

Eine Vorstellung gab es nicht, so daß Germaine nicht einmal zu einem Erstaunen kommen konnte, den freuden Herrn mit Monokle und glänzender Blaue, im schwarzen Krack und perl grauer seitener Weste zwischen sich und ihrer Dame zu sehen.

„Liebst Du auch Sherry, meine kleine?“ sagte der vornehme Herr.

„Sie fasste sich rasch und sagte: „Ja, sehr, mein Herr!“ Ihre Dame nickte ihr befriedigt zu.

„Wie heißt Du, meine kleine?“ fragte er.

„Germaine,“ sagte sie.

„Ah, Germaine,“ sagte er, „sehr schön. Sie sind vom Lande. Prologue, Midi? Schon lange in Paris?“

Germaine befand sich eine Sekunde lang, ob sie ihn nicht an schwindeln sollte und sich als Protonerin ausgeben. Es war ein gutes Teil Pariser Gamme in ihrer Natur.

Dann aber sagte sie mit einiger Schnippigkeit: „Ich bin Pariserin, mein Herr!“

Er zog die Augenbrauen hoch und sah sie mit einem langen, messenden Blick an. „Pariserin!“ wiederholte er.

Die Dame gab ihm eine Erklärung in einer Sprache, die Germaine nicht verstand, sie dachte, das sei Englisch, und sie bekam einen lustigen Schreck, daß sie am Ende das auch noch lernen sollte, und das war doch so furchtbar schwer.

Der Kellner hatte drei Gläser Sherry gebracht und fragte, ob Hors d'oeuvres gewünscht würden oder Suppe gefällig sei.

Es wurden Hors d'oeuvres bestellt.

Auf der Bühne arbeitete eine Trapezkünstlerin, und Germaine fuhr ordentlich auf, so oft sie ein halsbrecherisches Kunststück aufführte.

„Ganz frisches Fleisch,“ hörte sie ihre Dame sagen.

Sie wendete sich um, die Hors d'oeuvres standen da. Sie sah über den Ausdruck nach, konnte sich aber nicht lange dabei aufhalten, denn man bat sie, ihren Sherry zu trinken. Die anderen hatten schon ihre Gläser geleert, da fiel ihr die Möglichkeit einer Verwechslung ein, daß man ihr ein Glas mit einem Schlafpulver hingehoben habe, während sie auf die Bühne gesehen. Und obgleich ihr Herz so sehr daran hing, sie hatte nun nicht den Mut, den Sherry zu trinken.

Die Hors d'oeuvres waren ausgeteilt und man aß ohne weitere Illustände.

Der Kellner brachte alten Rotwein in einer völlig verstaubten Flasche, die in einem Krörbchen lag, entkorkte sie und goß ein.

Germaine dachte, es müsse gewiß ein schwerer Wein sein, und sie wollte wenig trinken. Als man sie zum Trinken aufforderte, schien es ihr, als wollte man sie drängen, und obgleich sie in ihrem Leben nicht so alten Wein und so guten getrunken hatte, sie nippte doch nur an ihrem Glase, um wache Sinne zu behalten.

Auf der Bühne spielte man die Revue. Germaine sah nur mit einem halben Auge hin. Sie wollte nichts verlieren von dem, was auf dem Tische vorging, sie wollte auf ihrer Art sein. Aber das war quälend. Sie hätte sich gern die Revue recht behaglich angesehen. Es war ja zu schön, die vielen reichen Dinge, der bunte Zauber, die wunderbaren Kostüme, die bunten Farben, die Edelsteine, das Gold und das Silber, die phantastischen Bilder und die prachtvollen Trikots. Ein bißchen nackt waren die Frauen alle, o, sehr nackt, ein bißchen weit ging das ja alles, das sah sie, aber was tat das, es war lustig. So lustig. Rigolo! Sie klatschte Beifall.

Nun hatte sie sich doch wieder mehr nach der Bühne zugesetzt, als sie gewollt hatte. Sie rührte ihre Speisen nicht mehr an. Sie wagte nicht mehr, an ihrem Glas zu nippeln.

Die folgenden Bänge wollte sie essen, nicht zu jensehen.

Wenn sie nur einen Vorwand wüßte, wie sie dem Kellner ihr Glas zurückgeben könnte.

Nun hatte sie eine Eingebung. Sie rief den Kellner her. Sie hob ihr Glas in die Höhe und sagte, daß es nicht ganz sauber sei. Der Kellner nahm es ohne einen Einspruch an sich.

Zu Leben bekäme sie vielleicht einen so guten Wein nicht wieder, sie wollte ihn doch wenigstens richtig versuchen.

Und nun aß sie auch mit gutem Appetit. Den Biß kannte sie nicht, aber er war gut, und der Truthahn schmeckte himmlisch. Nein, da lernte man erst, was essen heißt. Nein, die armen Leute wissen das ja gar nicht! Und wenn man dachte, daß man bei Paillard und Boisin noch seiner aß! Es war doch erst gelebt, wenn man sich das leisten konnte! Das war doch erst gelebt! Die anderen Leute wußten ja gar nicht, was leben heißt. Schaffen und abrackern heißt leben für die.

Wenn sie ihrer Mutter ein bißchen von diesem Truthahn, wenn sie ihr ein Glas von diesem Wein geben könnte!

Sie tat einen festeren Schluck. Aber sie hatte keinen rechten Genuss dabei, nicht, wie sie es sich gedacht hatte. Es war der Gedanke an ihre Mutter gegeben, der's ihr verdorben hatte. Wenn sie es wüßte, wie sie für den Abend zu dem guten Leben kam! Vielleicht nähme sie es ihr gar nicht so übel. Aber sie hatte ihr immer so gepredigt, daß sie sich hüten sollte.

Der Kellner stellte Käse oder Eis zur Wahl. Germaine jubelte innerlich. Eis! Eis!

Der alte Herr neben ihr strich sich über die Gläze und fragte, indem er sich ein wenig näher zu ihr herüberbeugte: „Käse oder Eis, meine Kleine?“

Sie hätte ihm am liebsten gar nichts geantwortet, aber sie aß Eis so gerne.

„Eis, bitte,“ flüsterte sie.

„Schön, meine Kleine,“ schäkerte er und strich ihr mit der Linken über die Wange.

Germaine wußte nicht, ob es das Gold seines Ringes war, was sie so kalt berührte, oder ob er so kühle Hände hatte.

Sie war nicht prude, es war schon öfters einmal geschehen, daß ihr über die Wange gestrichen worden war, man ist nicht so zimperlich in Paris, aber so hatte es sie noch nie berührt. Sie hatte das Gefühl, sie habe beständig diese kalte, weiße Hand auf ihrer Wange liegen, und sie trage ein Mal davon auf ihrem Gesicht, das sie nicht mehr verbergen könne. Und nun stand das Eis vor ihr, und in einer flachen, hochstengligen Schale perlte der Champagner. Da verschwanden die Gedanken. Die Hand auf ihrer Wange gehörte zu der Stolle, die sie heute Abend spielte.

Sie war nun schon viel mutiger und skrupelloser. Bis jetzt war alles schön und angenehm gewesen, sie wollte sehen, was weiter käme.

Der Kellner goß den letzten Champagner ein und trug die Flasche weg. Es war jetzt nicht mehr lange Zeit, es wurde rasch serviert. Germaine, die ihr Eis mit Begeisterung hatte essen wollen, mußte sich beeilen. Ihre Dame war schon fertig, und der Herr, der sich statt Eis einen Apfel bestellt hatte, schob auch schon den Teller von sich. Der Kellner trug rasch ab. Ein anderer brachte verschiedene Likörflaschen, ein weiterer kam schon mit dem Kaffee.

„Welchen Likör wünschest Du zum Kaffee, meine Kleine?“ fragte der Alte und legte seinen Arm um ihren Nacken.

Sie hätte ihm am liebsten mit einem Schlag ins Gesicht geantwortet. Sprechen konnte sie jetzt nicht. Sie wurde nur glühend rot. Da schnalzte der Alte ein wenig mit der Zunge und zählte die Liköre auf: „Benedictine, Grand Marnier, Curaçao, Fine Champagne?“

„Nein, meine Kleine?“

Die Dame nahm Germaine die Antwort ab und sagte mütterlich: „Nimm Du einen Curaçao, Germaine, das macht eine gute Stimme, und Du wirst den Herrn Marquis noch ein wenig zu unterhalten haben, der Herr Marquis liebt das, und Du hast noch so gut wie gar nichts gesprochen. Du wirst Dich morgen früh nach zehn Uhr bei mir einfinden. Treffen wir uns noch bei Maxim's, Herr Marquis, oder fahren Sie ins Café de Paris?“

„Noch unbestimmt. Wir könnten aber auch einen kleinen Wunsch bei Dir veranstalten, wenn Du nicht fürchtst, davon Deine Migräne zu bekommen.“

„Ach,“ sagte sie, „Du kannst Germaine noch ein wenig Paris bei Nacht zeigen, lieber Marquis.“

„Einverstanden,“ sagte er.

Die beiden gaben sich nun vollständig umgeniert.

Sie tranken alle drei ihren Mokka aus, der Marquis goß sich noch Danziger Goldwasser ein, das er extra bestellte und verlangte die Rechnung.

Germaine sah, daß seine Brieftasche voll von violetten Scheinen war, Hundertfrankenscheinen, und daß er einige ihrer Dame hinschob, ehe er die Rechnung beglich.

Der Anblick von so viel Geld regte Germaine auf. Sie ahnte, was damit bezahlt wurde. Aber sie verhielt sich still.

Sie brachen alle drei vor Schluss der Vorstellung auf. Vom Eingang hielten zwei elegante Coupés. Ihre Dame stieg in das eine. Sie hörte nur noch sagen: Maxim's! In das andere schob sie der Marquis. Der Alte war ihr benommen. Sie konnte sich nicht einmal wehren. Die Angst packte sie an der Kehle. Sie hatte sich zu weit führen lassen. Sie hatte den Marquis noch sagen hören: Café de Paris, dann klappete der Schlag zu, der Marquis saß neben ihr und legte seinen Arm um ihre Schultern und lehnte seine Stirne an ihre Wange.

Der Wagen rollte, zart, weich, die Hufe der Pferde klapperten in einem scharfen Rhythmus.

Germaine hielt die Rechte krampfhaft am Wagenschlage, sie hielt sich auf dem Sprung. Jetzt ging es über holpriges Pflaster, und jetzt fuhr der Wagen samtweich und zart.

Das war die Avenue de l'Opéra. Sie wußte, wenn sie jetzt weiter den Weg gehe, dann sei es fürs ganze Leben, dann müsse sie diesen Weg weiter gehen und immer. Das wäre furchtbar. Ein Hufschlag, der Wagen hielt. Der Marquis sprang hinaus. Germaine sprang ihm nach, rascher als er vermutet hatte und lief davon. Sie sprang in die nächste Seitenstraße und verbarg sich. Einen Augenblick blieb sie in einem tiefen Torbogen stehen. Dann kam ihr die Furcht, sie könne erreicht werden, sie lief weiter. Sie lief, was sie laufen konnte. Die Straße war leer. Ihre Tritte hallten in der Straße. Sie glaubte, es seien fremde Tritte. Sie laufte hinter ein Gerüst. Es blieb still. Sie hörte nichts mehr. Nun sah sie sich ein wenig. Sie bedachte, daß ihre Lage gefährlich war, sie kontaktierte die Polizei aufzufallen. Sie laufte gespannt. Es blieb still. Sie wußte nicht, wo sie war. Es blieb nichts anderes übrig, als denselben Weg wieder zurückzugehen. Von dem Café de Paris aus fand sieheim. Und sie ging geduckt an den Häusern entlang, bereit um Hilfe zu rufen, wenn jemand auf sie zukäme. Am Café de Paris war es still und leer. Sie atmete auf. Aber nun verließ sie auch die Straße. Sie meinte, in sich zusammenzusinken zu müssen. Drüben gingen zwei Schuhleute. Es wurde ihr bang. Sie hatte ein böses Gewissen; sie war auf einem Wege gegangen, der nicht der rechte war. Ein Weg, auf dem die Polizei Macht über einen bekam.

Der Gedanke stärkte sie. Sie ging geraden Weges über die Straße, auf die Schuhleute zu. Sie hielt den Kopf gehoben und ging in strammen Schritt. Nein, sie war so keine.

Es war kaum Mitternacht vorbei, war wohl erst Mitternacht. In der großen Oper löschten die Lichter aus. Sie fragte die Schuhleute nach der nächsten Metrostation. Sie fragte nur, mußten sich als unbedächtig zu zeigen. Die Schuhleute wiesen sie zurecht. Sie fühlte sich befreit und außer Gefahr und Gewissensdruck.

Als sie in der Metro saß, redete sie plötzlich ein Herr an. Sie zuckte zusammen, sie fauchte die Stimme.

Ihr früherer Freund. Es schwirrte ihr im Kopfe. Es sang und klang in ihr. Er bedauerte, daß er immer allein fahren müsse. Warum sie nicht mehr mitsahre. Sie hatte die Stelle gewechselt, sagte sie, sie arbeite jetzt in ihrem Quartier, das sei bequemer und besser für sie und auch für ihre Eltern.

Er stieg mit ihr aus und fragte sie, ob er sie bis zu ihrer Wohnung begleiten dürfe.

Sie willigte gern ein. Und sie ging an seinem Arm ihrer Wohnung zu. Und sie schrittierte, als hätte sie Flügel. Sie war ganz trunken vor Glück. Und sie fühlte eine innige Dankbarkeit. Dankbarkeit, ohne zu wissen gegen wen. Sie mußte sich ordentlich zurückhalten, nicht ihr ganzes Abenteuer zu erzählen, nicht zu sagen, wie sie ihn hatte.

Wie lieb sie ihn hatte?

Er hatte ja seine Braut.

Da traten ihr die Tränen in die Augen. Sie war dummi, dummi. Wie konnte sie so dumme Einbildungen haben!

Sie stand vor ihrem Hause. Er sagte, er werde sich freuen, sie bald einmal wiederzusehen. Er hätte immer gedacht, sie einmal seiner Braut vorstellen zu können. Er habe ihr erzählt, wie lustig die Morgensfahrt immer gewesen sei. Und er habe oft gedacht, wie es ihr wohl gehen möge. Nun sei es ihm lieb, zu wissen, daß es ihr gut gehe. Es sei ja eigentlich nur eine flüchtig

Fremdschäft, und eigentlich keine man sich ja gar nicht, aber es sei doch immer so nett gewesen. Zeit sei ihm die Fahrt ordentlich langweilig und endlos. Er habe sich jetzt das Lesen in der Bahn angewöhnt.

Sie hörte nur zu. Und sie hielt sich am Torgriff fest. Denn sie hätte ihm um den Hals fallen müssen und hätte ihn küssen müssen und hätte ihn der anderen entreißen müssen. Sie hatte ihn ja so lieb. Es war keine Dummheit, es war keine Einbildung, es war Wirklichkeit.

Und die Stunde war Seligkeit. Wenn er nur noch weiter gesprochen hätte! Die ganze Nacht wäre sie stehen geblieben und hätte ihm zugehört. Und es war ihr, sie sei reingewaschen von diesem Abend, und ihre Wangen habe nun das Mal nicht mehr. Die Seele tat ihr so weh. Was sie sich auch stillschweigend vorredete, wie sie auch versuchte, ihr Fühlen ins Lächerliche zu ziehen und als dumme zu schelten, es half nichts, das Fühlen war da, und wenn sie alle Pariserinnen darum auslachen würden. Und es tat ihr wohl, und es tat ihr so weh. Ihr Herz blutete. Sie konnte nichts sagen. Sie hielt nur die Hand hin und behielt die Hand in der einen.

Er sagte: „Gute Nacht nun, und auf Wiedersehen“.

Sie konnte nur das „Gute Nacht“ herausholen. Das Wiedersehen blieb ihr in der stehle stecken.

Er war gegangen. Sie hörte seinen Schritt verhallen.

Das Wiedersehen, das war nur ein Zufall. Und sie stand noch und hörte ihm nach.

Sie zog die Kettling. Wo war sie daheim? War nirgends.

Das Tor war aufgesprungen. Vor ihr lag der schwarze Hof. Sie nannte ihren Namen. Hinter ihr war das Tor zugeschlagen.

Als sie die Treppe hinaufging, fragte sie sich beständig: ist's denn wirklich nichts als Dummheit? Und ist's wirklich lächerlich?

Sie wollte wieder ihr Gefühl verneinen und ja sagen. Sie wollte sich doch nicht schämen und auslachen lassen.

Als Germaine am andern Morgen erwachte, war es ihr, als käme sie von einem Friedhofe. Sie war ganz mürrisch, als hätte sie viel geweint. Und soweit sie sich doch erinnerte, hatte sie keine Träne vergossen. Hinter ihr lag etwas Dunkles, dem sie entflohen war, vor ihr war es leer.

Und dabei begriff sie es nicht, daß, was sie erlebt hatte, etwas bedeuten könnte. Gestern Abend, das war ein Abenteuer, ein lustiger Scherz, den keine ihrer Freindinnen und Bekannten schwer genommen hätte. Das war zum Ausmischen. Nur wie weit man dabei ging, das war die Sache des einzelnen. Das war Geschmacksache. Der Marquis, oder was er war, hielt sie gewiß für eine dumme Gans. Sie hätte sich gewiß alles mehr zunutzen machen wollen, was ihr geboten war. Das wäre viel lächerlich gewesen. Dann hätte sie etwas Richtiges davon gehabt. Und schließlich hätte sie auch bis zuletzt aushalten können. Man darf sich nur nicht durch dumme Einbildungen ins Woßhorn jagen lassen. Man muß nehmen, wo zu nehmen ist. Sie wollte sich sein hüten, irgend jemand etwas davon zu sagen, sie würde nur ausgelacht werden.

Und dann die Begegnung mit dem früheren Freunde. Sie war sentimental gewesen. Die bedeutet gar nichts. Und wenn er etwas gemerkt hätte, hätte sie sich schämen müssen. Also das durfte sie sich nicht in den Kopf setzen. Damit machte sie sich nur lächerlich. Das ist romantisch, und dafür sind die Zeiten vorbei.

Sie machte sich bereit in ihr Geschäft zu gehen.

Die Patronin war ganz und gar im Einverständnis mit ihrer sauberer Stundin. Wie sie sich wohl anstellen würde, wenn sie heute früh zur gewohnten Stunde käme? Denn sie konnte sich doch nicht denken, daß man nicht auf den Handel eingehen würde. Freilich Verdienst gab's da, und Kammerjungfer war kein übler Deckname. Aber sie war doch wohl nicht geeignet dafür. Sie mussten sich anderswo ihr Opfer suchen.

Ob sie den neuen Hut tragen sollte. Er war doch von Sündengeld gewissermaßen gekauft. Einen Moment zögerte sie. Es ward ihr unbehaglich.

Ach was, das war eine falsche Sentimentalität. Erst recht trug sie den Hut. Sie mußte den Leuten zeigen, daß sie keine Einfältige war. Sie mußten im Gegenteil denken, daß sie eine Rossinierte sei. Ein echtes Pariser Kind. Die Patronin ließ anfangs nichts merken. Als es gegen 10 Uhr ging, wurde sie unruhig. Sie sah zu Germaine hin. Über Germaine hügelte ruhig weiter, obgleich ihr kein Blick, keine Bewegung der Patronin entgangen war. Die Patronin sagte: „Ah, es ist schon spät, es ist ja schon zehn Uhr durch. Allons, rasch, rasch rasch.“

Aber als sie sah, daß Germaine ruhig auf ihrem Platz blieb, wurde sie wütend. Sie suchte aber ihre Hut zu verbergen. Sie trieb nur die Mädchen alte zu rascherer Arbeit an. Sie gab sich keinerlei Blöße.

Germaine lächelte in sich hinein und ließ sich nicht aus dem Geleise bringen. Sie dachte, vielleicht wird sie gefeuigt werden. Es war ihr einerlei. Über die Patronin ließ gerade sie am meisten ungeschoren.

Und als es gegen zwölf Uhr ging, da zischte sie an ihr vorbei: „Du bist eine dumme Gans —“

Sie verschwand im hinteren Zimmer und ordnete die fertige Wäsche, die zum Mittag auszutragen war.

Zu der Dame wurde eine andere geschickt.

Germaine hätte ihr gern einen Wink gegeben, hätte sie gewarnt, aber sie wagte es doch nicht. Damit, daß sie ganz still war und gar nichts merken ließ, hielt sie die Patronin in einer gewissen Furcht. Sie hatte sie in der Hand. Freilich war sie ja sehr vorsichtig gewesen in der ganzen Affäre, aber immerhin, man hätte nur einmal die Redaktion einer Zeitung einen Besuch zu machen und ein wenig zu erzählen brauchen, so war leicht eine Falle gestellt und ein kleines Skandälchen gemacht, das der Polizei nicht ganz gleichgültig war. O, die Patronin wußte das ganz gut auch. Darum blieb sie erst recht hier im Geschäft, immer wie das böse Gewissen hinter ihr. Das war ein bisschen teuflisch, aber es machte ihr Freude.

Und sie sollten nicht denken, daß sie auf den Kopf gefallen sei. Sie ließ sich manches gefallen in der Welt, nur für dumme ließ sie sich nicht verkaufen, absolut nicht.

Die trockenen Zunitage gingen freudlos hin. Die schlimmste Zeit für die Büglerinnen begann. Es war manchmal zum Ersticken. Man war dankbar für jeden Lustzug. An Krankwerden dachte man nicht. Man sog im Gegenteil recht tief die Luft ein.

Germaine war nicht traurig. Dafür brachte jeder Tag zu viel der Abwechslung, des Unterhaltenden und Lustigen. Dafür lebte man in Paris. Aber sie war gleichgültig. Sie dachte nicht mehr an das, was geschehen war, wozu auch? Aber sie dachte auch nicht an das, was geschehen sollte. Sie sorgte sich nicht und mühte sich freudlos. Zwecklos, schien es ihr. Meistens hatte sie jetzt keine zu kaufen, Vergnügungen genoß sie nicht weiter. Nicht mehr als die Strafe gerade bot. Das war ja immerhin nicht wenig. Aber es war alles so aus der Entfernung.

(Fortsetzung folgt.)

Zinsverbot und Zinswucher.

Von Heinrich Laufenberg.

(Schrift)

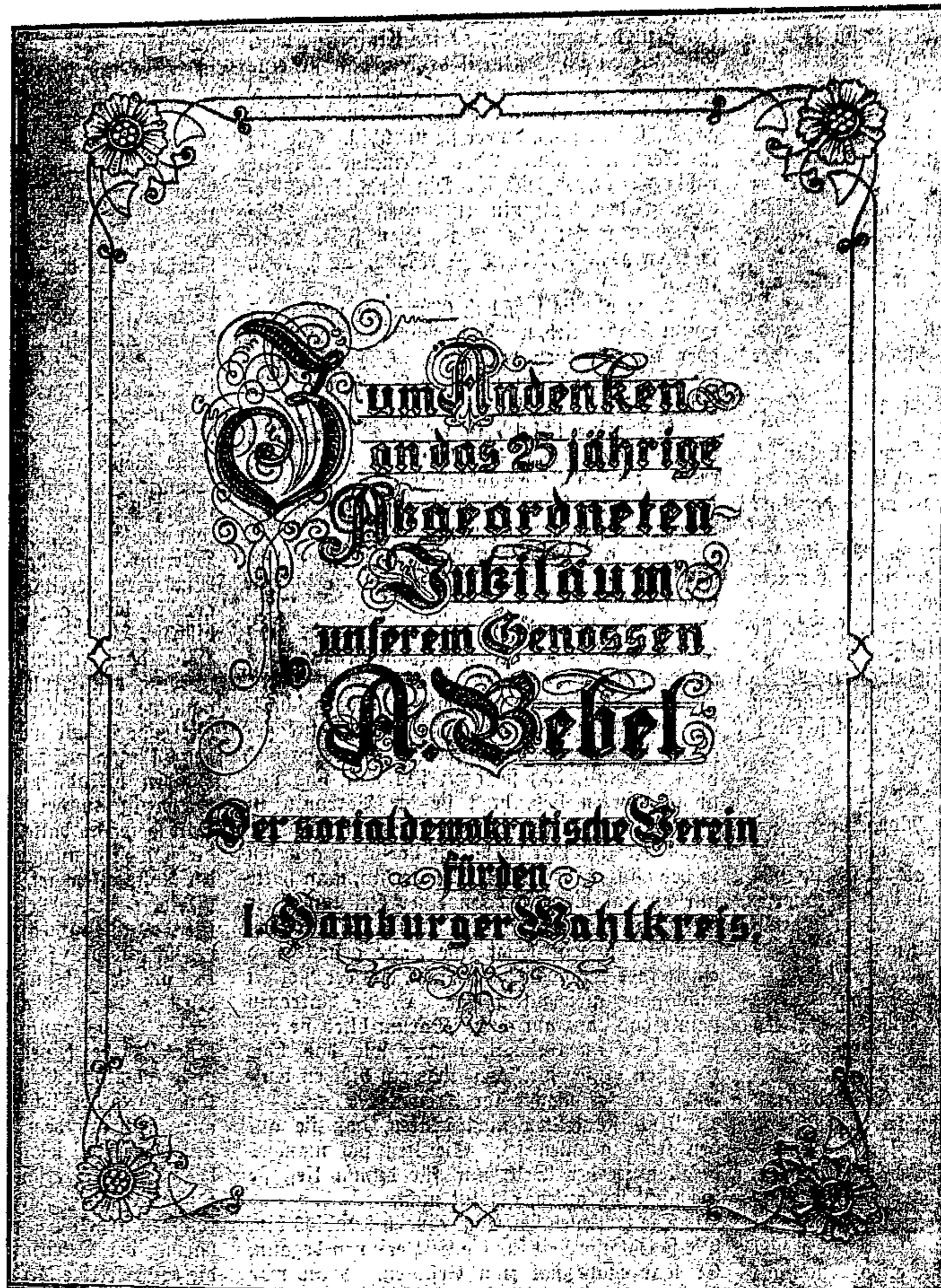
Meist war das Kugpfand ein amortisationsloses und die Früchte fielen bis zur Rückzahlung des Leibbetrags dem Gläubiger zu. Manchmal mußte der Schuldner gar einen bestimmten Fruchtbetrag garantieren, bei unzureichender Ernte also das Fehlende ergänzen. „In anderen Fällen wird die Abrechnung der über die Arbeit und Auslagen hinausbezogenen Früchte zugestanden.“ Zu der Regel bildeten Verträge dieser Art die Vorläufer des Manjes, wie sie von vornherein in die Form der bedingten Schenkung oder des bedingten Verkaufes gekleidet wurden. Als aber die Zahlung in der Hand der Städte und ihrer Bewohner ein Mittel ward, die Händlerherren in wirtschaftliche Abhängigkeit zu bringen, änderte sich die zinsrechtliche Auffassung über sie. Schon Gregor VII. schreibt man ein Verbot der Pfandsabung zu, wenn auch zweifelsohne zu Unrecht. Erst als das 2. Laterankonzil von 1139 das generelle Zinsverbot erneuert und jeden Bucherer für das Leben und, falls er unbefehlt sterbe, über das Grab hinaus disanziert hatte, begannen die Päpste, sich auch gegen die Pfandsabung auszusprechen. So antwortet auf eine Anfrage des Bischofs Johannes von Padua, ob jene Bucher begehren, die sich aus verpfändeten Besitzungen die Früchte aneignen und nachher die volle Leibsumme nehmen, Papst Eugen III.: „Alle diejenigen, die mehr als die Leibsumme ausmachen, nehmen, vertrüsten sich in die Bucherstünde; denn alles, was zur Leibsumme hinzukommt, ist Bucher.“ Auch das erwähnte Laterankonzil hatte bestimmt, alle den Bucherern bereits zugesetzten Zinsen sollten gemäß dem anzuurufenden Urteil der Erzbischöfe, Bischöfe, Präbnie oder Priester über die Höhe der Restitutionssummen wiedererstattet werden; erst wenn die Schuldner auf die erlangte Aussforderung der Geistlichen die verbleibende Schuldsumme nicht zurückzahlt, sollte den Gläubigern der Fruchtgenuß aus den in ihren Händen befindlichen Pfändern gestattet sein. So wenig nun der Pfandwucher vor den Großen Halt gemacht hatte, so gering war der Erfolg dieser Bestimmungen, wie sich dies vor allem an der Rolle offenbart, welche den Juden auf jenem Gebiet zufiel. Welche Bedeutung sie schließlich für das Leihgeschäft aus Immobilien besaßen, erhellt aus dem strengen Gebot Alexanders III., die an sie gekommenen Güter müßten gleich allen anderen den Kirchenzehnten entrichten. Schon der bekannte Erzbischof Anno von Köln hinterließ bei seinem Tode 1075 auch bei Juden viele Schulden. Gefördert wurde diese Entwicklung durch den sich ausbreitenden Handel. Als alles noch auf dem Gebrauchswert ruhte, Kauf und Verkauf lediglich als Tausch von Gebrauchswerten erschienen, bestimmt sich deren Quantität, der „Preis“, soweit nicht das Herkommen regelnd eintrat, in der freien Vereinbarung der Beteiligten. Daher man denn auch die beiderseitige „Freiheit“ in den Ansängen des Marktverkehrs ausdrücklich zu garantieren suchte. Die steigende Bedeutung des Geldes und die Möglichkeit eines „ungerechten“ Preises legten jener Zeit auch hier den Gedanken des Buchers nahe. In der Tat stand man der Frage, ob ein gewöblicher Handel sittliche Rechtfertigung habe, recht skeptisch gegenüber, und meinte eher dazu, sie zu verneinen, denn zu bejahen. Wollte der Händler lediglich sich und die Seinen redlich ernähren, so mochte das Gewerbe als zulässig gelten, die Absicht des Gewinnes dagegen um des Gewinnes willen war Habgier, Bucher: ein Zwiespalt der Auffassung, in dem sich die auhobende Unentbehrlichkeit des Handels ausdrückt, während man ihm doch die Rolle des ungebetenen Gastes zu-

weist. So verbot man allen Worfkauf und Spekulationskauf, wie man bei steigendem Bedarf und dem schon durch die unzulänglichen Verkehrswege bedingten verhältnismäßig geringen Umfang des Handels die Monumenten vor dem Übergewicht der Kaufleute durch Preisläzen und städtische Kaufbeamte, in deren Begrenzung die Warenabschlüsse vollzogen werden mussten, zu schützen trachtete. Und doch stellt dieser Standpunkt bereits eine Konzession seitens der streng kirchlichen Auffassung dar. Bis tief in das 12. Jahrhundert war ihr die Ware überwiegend „Werkzeug der Habnsucht“, sollten doch die zu Kirchenbüche Verurteilten eine Handeltätigkeit überhaupt gar nicht ausüben. Klar und deutlich spiegelt den Untergrund der kirchlichen Rechtsauffassung das *Decretum Gratiani* wider, eines bologneser Mönches, der um 1140 zuerst das kanonische Recht als eine von der Theologie gesonderte Wissenschaft behandelte, die zwischen dem alten und neuen Recht hervorgetretenen Widersprüche zu beseitigen suchte, und dessen Werk durch Rezeption seitens der Schulen und Gerichte geradezu gesetzliche Autorität erlangte. Haben Geistliche Kaufleute Geld übermittelt, um aus deren Warenhandel Gewinn zu ziehen, so bedeutet dies nach Gratian *Wucher*, der der Pflicht der Restitution unterworfen ist. Im Gegensatz zur karolingischen sieht die neue, von der Scholastik systematisierte und mit den Bedürfnissen des Kunstwesens in Einklang gesetzte Auffassung in Zins und Wucher eine Verleugnung der Rechtsidee. Die um diese Zeit zum ersten Male sich anbahrende Rezeption des römischen Rechtes, wie der Umstand, daß der Marktverkehr mehr und mehr eines auf die Beziehungen von Einzelpersonen gegründeten Vertragsrechtes bedurfte, machen dies erklärlich. Erstes Moment des scholastischen Zins- und Wucherbegriffs bildet die natürliche Unrichtbarkeit des Geldes, das nicht aus sich selbst Früchte zu erzeugen vermöge, das höchstens als Zirkulationsmittel dienen könne. Während zudem Natur- und Menschenkraft in sich eine Grenze der Produktionsmöglichkeiten besitzen, wuchere das Geld ohne Schranken und in unendlicher Reihe fort. Es sind Ansichten, die Aristoteles entlehnt wurden, demzufolge das Geld für den Warenverkehr entstand, indem der Zins Geld vom Gelde darstelle, woher auch sein Name röhre — Zins heißt im Griechischen *tokos*, das Geborene — und die Geborenen seien den Erzeugern ähnlich. „Der Zins aber ist Geld von

Geld, so daß von allen Erwerbspreisen dieser der naturwidrigste ist.“ Das zweite Moment des scholastischen Wucherbegriffs entstammt dem römischen Recht, reproduziert die Idee des Muttum. „Der römische Darlehensvertrag war seiner Natur nach unvergünstlich. Der Bürger übernahm nur die Verpflichtung, die Sache, welche er als Darlehen erhalten hatte, durch eine Sache der nämlichen Art in gleicher Menge und Güte zurückzuerstatten. Über diese Sache hinaus reichte die Verpflichtung nicht, und für eine Zinsvergütung war im Darlehensvertrage kein Platz. Die dargelieferte Sache ging in das

fehls, die dem kanonischen Zinsverbot unerreichbar waren. Als nun die alte Pfandschuld verponte, kam zwisch in den letzten Zeiten des Mittelalters eine einschneidendere Form der Grundbelastung auf, die Rente und der Rentenkauf. Der Darleher wurde Mitbesitzer am Immobil und gewann damit das Recht auf einen entsprechenden Teil des aus ihm entspringenden Gewinnes, während er durch Verlauf des Rentenritals sich jederzeit wieder in den Besitz seines Geldes zu setzen vermochte. Noch wichtiger war der Umstieg, den das Auftreten der *Commenda* im Handel bewirkt hatte. Sie kommt zuerst im See, dann im Landhandel in zwei Hauptformen vor. Ein Geldbesitzer übergibt einem Kaufmann einen Betrag zu gewinnbringender Anlage, eine Gewinnquote entfällt auf den Leihgeber. Dies ist die *Commenda* im eigentlichen Sinne. Neben sie tritt als vorherrschende Form die *Societas* oder *Compania*. Der Geldleihe schließt zwei, der Kaufmann ein Drittel des erforderlichen Kapitals sowie die Arbeit in eine Unternehmung ein. Der Ertrag wird geteilt. Man glaubt in Venetien die Spuren der *Commenda* bis ins 10. Jahrhundert zurückverfolgen zu können. In Amalfi, das im Levantehandel des frühen Mittelalters eine bedeutende Rolle spielt, sind erst um die Mitte des 13. Jahrhunderts *Commenda*-Verträge förmlich nachweisbar. Im Zeitalter der Kreuzzüge gewinnt sie Ausdehnung. Bei den hohen Erträgen, welche die *Commenda* abwirkt, ist sie die in Verträgen, Testamenten und Gesetzen vorgesehene Form der Anlage für Witwen- und Waisen-, Kirchen-, Privat- und öffentliche Gelder. Während beispielsweise in Pisa die Erlaubnis der Obrigkeit notwendig ist, zur soziätzmäßigen Anlage von Mindelgeldern, wird diese in Genua, falls keine andere Anordnung getroffen ist, gesetzlich geradezu befohlen. Auch die *Commenda* entzieht sich durch die Form des Collegialgeschäfts jeder Wirkung des Zinsverbots.

So war denn auch die kirchliche Theorie zur Anerkennung von Verhältnissen gezwungen die sich nicht ändern ließen. Wie das römische Recht beim Erscheinen des Handelskapitals, halbte sich auch die Scholastik unter formellem Festhalten am Zinsverbot mit besonderen Zinstiteln. Der Handelsgewinn war zwar im Verhältnis groß, aber nicht minder das Risiko. Die geringe Entwicklung des Schiffsbauens, das Piratenwesen zur See, der elende Zustand der Landstraßen und ihre geringe Sicherheit stellten den



Eigentum des Borgers über; was er mit seinem Eigentum erwarb, darauf konnte der Darleher keinen Anspruch machen.“ Es war im Prinzip noch immer der Gedanke der Äquivalenz aus der karolingischen Periode, freilich mit wesentlichen Modifikationen. Denn die Scholastik und die ihr folgende Gesetzgebung erkannten die Rechtfertigung von Entschädigungen an, wenn dem Darleher Kosten erwachsen oder Verluste drohten, mit anderen Worten: die scholastische Theorie durchbrach sich selbst.

Es hatte dies seinen Grund wiederum in der unaushaltbaren fortschreitenden ökonomischen Entwicklung. Sie schuf sich Formen des Ver-

Geldgeber vor die Gefahr, das ganze Kapital einzubüßen, und diese, das periculum sortis, erscheint denn auch als erster Zinstitel. Die Vereinbarung einer Konventionalstrafe für Nichtumhaltung der Zahlungstermine galt gleichfalls als einwandfreie Uebung. Der wichtigste Zinstitel aber, den die Scholastik entwickelt, ist der des damnum emergens, der entstehenden Kosten. Ihn hieß auch Thomas von Aquin gelten, während er das Invenit cestans, den Titel des entgegengesetzten Gewinnes noch zurückwies. Doch erlangte auch dieser allgemeine Geltung, als das Gelddarlehen im Rentenkauf Hypothekenform annahm. Da mit hatte die Kirche den Boden der Zinsgesetzgebung praktisch völlig verlassen, und es ist nur mehr eine Farce, wenn klerikale Gelehrte hente noch von der kanonischen Verbindlichkeit der Zinslehre reden, daneben aber die Berechtigung der Zinstitel preisen. Mit wohlverdientem Hohne betont denn auch - heiläugig bemerkt Natzinger, ein Outsider des Klerikalismus, der schlimmste Bucherer werde mit den Zinstiteln außerordentlich zufrieden sein. „Mit der Konventionalstrafe erwürgt der Wechselbucherer seine Opfer. Mit dem Risikotitel zieht er dem Kleriker das Hemd aus. Der Bucherer kann nur zu Bucherzinsen hinkriegen, weil ihm sonst allzuviel Gewinn entgeht. Und der zugessigte Schaden! Die Lage hierüber führt der Bucherer selbst dann noch in Munde, wenn ihm vom Vermögen des Bewucherten nur ein Teil entgangen ist.“ Wieder war es der Klerus, der an seinem Teile den Zinsbucher nach Kräften förderte. Die Klagen über den Bucher von Klöstern, Bischöfen und Geistlichen reißen in der letzten Hälfte des Mittelalters kaum mehr ab. Der verhängnisvollen Rolle der Stadtgeistlichen auf dem Rentenmarkt ist es grossenteils geschuldet, wenn später sich das Gros der Stadtbevölkerung der Reformation zuwendet. Freilich war die Klerisei ihrerseits wiederum die Bewucherte. In erster Linie wußte die römische Kurie aus den neuen Verhältnissen Vorteil zu ziehen. Nicht nur war die Bestechlichkeit ihres großen Beamtenstabes sprichwörtlich und ohne Geld am päpstlichen Hofe nichts auszurichten; die Beamten verstanden es, selbst Bischöfen den Weg zum Papste zu sperren. So fand Albert von Rüttich infolge der Bestechlichkeit der Kuriabeamten bei Innocenz II. kein Gehör. Erreichte angesichts der Verkehrsun Sicherheit, der hohen Transportkosten,

der grossen Münzverschiertheiten und mancher anderen Missstände der Zinssumme obnebiß eine durchschnittliche Höhe von 40-50 Proz., so blieb man doch an der Kurie weit davon entfernt, sich mit diesen Säben zu begnügen. Daz man hier 80-90 Proz. nahm, bildete gar keine Seltenheit. Seit dem 13. Jahrhundert löste in Deutschland ein Agent den anderen ab, und alle hatten den Beruf, den deutschen Pistümern unter den verschiedensten Vorwänden hohe Steuern aufzuerlegen und nach Rom abzuführen. So erhob 1251 der Abt Hermann von Niederalteich im Namen eines in Deutschland befindlichen päpst-

abstimmt Loge. Das Fürstbischof von Passau und die reichen österreichischen Fürte erklärten ihre unvermeidbare zur Zahlung. Gemeinam um ihrem Bischof verwahrten sich die Prälaten der Diözese Passau gegen weitere Steuern. Und wie hier, so war es anderwärts. Regensburg, Salzburg, Eichstätt, Chur, Mainz, Brixen, Freising und so fort, sie alle liegten tief in Schulden.

Dabei nutzte die Kurie die Notlage, in welche sie Stifter und Pistümer gebracht, rücksichtslos zu unchristlichen Zinsgeschäften aus. Ein Beispiel für viele sei den Schritten des oben erwähnten Natzinger entnommen:

Zur Zeit, als Innocenz IV. in Lyon weilte (1246), erteilte Albert Pöbe aus dem Erzbistum Überhard von Salzburg den Rat, für ein der Kurie zu zahlende Summe ein Antlehen aufzunehmen. Da möge sich der Erzbischof der Vermittlung der beiden Zisterzienserabtei von Mattenbach und Saal bedienen, die an der Kurie leichter 20.000 Pf. Silber erlangen würden, denn der Erzbischof 2000 Pf. Auch würden die Abtei mindestens per Hundert um 30 Pf. stiftiger abrichten. Man sieht, wie hoch damals der Zinsfuß an der Kurie sein mußte; man sieht ferner, daß die Geldgeber den Zinsgewinn an der Schuldsumme im voraus abzogen. Wenn die Vermittlung der Zisterzienserabtei eine Herabminderung des Zinses um mindestens 30 vom Hundert ermöglichte, so ergibt sich, daß der Erzbischof, wenn er auf eigenem Namen unterhandelte, höchstens die Hälfte der Wechselschuld bar aus bezahlt zu erhalten hoffen dürfte.“

Dabei stand sich die Kurie selbst in den Händen vor allem französischer und italienischer Bucherer. Diese benützen nicht nur die Verlegenheiten der durch die päpstliche Bucherpraxis ausgebeuteten deutschen Pistümer, sie in hohe



lichen Legaten eine Steuer in der Diözese Passau. Raum war man damit zu Rande, so kam Wilhelm, Kapellan des päpstlichen Legaten Peter Capocchio, kam nach diesem Peter de Pontecorvo, kam dann Magister Johannes de Oera in gleicher Absicht. Und so ging das fort. Im Jahre 1262 erschien Bischof Thomas von Tuszilac wiederrum mit dem Auftrage, 300 Pf. abzuführen, eine für die damalige Zeit sehr namhafte Summe, nicht nur wegen des höheren Geldwertes, sondern auch weil die damalige Mark nach Silbergewicht ein Vielfaches der heutigen betrug. Selbst reiche Stifter gerieten durch dieses Aussaugungssystem in die

Zinsschulden zu verstricken; bei Zahlungsunfähigkeit erwirkten sie Besieble der Kurie, um unter Strafe der Exkommunikation Zahlung zu erzwingen. So wurde 1238 Bischof Siegfried von Regensburg mit dem Banne belegt, bis er eine Wechselschuld getilgt habe. Selbst offenkundige Beträgerereien fanden am päpstlichen Hofe Unterstüzung. Beispielsweise hatte ein Geistlicher Werner Ansbach Wechsel zum Schaden des Passauer Domkapitels gefälscht und an Geldhändler verkauft. Innocenz IV. entzog zwar den Betrüger seiner kirchlichen Stellung, verpflichtete aber das Kapitel zur Zahlung des namhaftesten Betrages.

Die Kunst der Renaissance.

Von Ernst Schur.

Das Zeitalter der Renaissance umfasst das 15. und 16. Jahrhundert. Renaissance heißt Wiedergeburt. Das ist in zweischem Sinne zu verstehen. Einmal ist damit objektiv die Wiedererweckung der Antike in Wissenschaft, Literatur und Kunst bezeichnet, und damit eine Vereicherung, eine Befreiung aus den engen Fesseln veralteter Vorstellungen des Mittelalters. Italien war das Land der Renaissance, und von ihm gingen die modernen Anregungen aus. Politisch fühlte man sich als Nachkommen der alten Römer, und die Stadtrepubliken erschienen als Fortpflanzung des alten republikanischen Ideals. Die Philosophie ging auf die alten griechischen Philosophen zurück. Das römische Recht gewann immer ausgebrettere Geltung und wurde als die Quelle juristischer Weisheit angesehen. Die klassische Literatur wurde von den hervorragendsten Meistern zum Gegenstand eingehenden Studiums gemacht, und es begann das Zeitalter des Humanismus, den Männer wie Boccaccio, Petrarcha einleiteten. Die vergessenen Werke der alten Griechen und Römer, in denen nichts von jener engen Auffassung des Menschen zu spüren war, die im Mittelalter gegolten, wurden aus Licht gezogen und eifrigst studiert. Es bildeten sich Gesellschaften, die in diesem Geistigen ein Band und Zusammenhalt haben. Sogar eine direkte Einwanderung von der Türkei, eine Einwanderung gelehrter Griechen nach Italien fand statt, nachdem Konstantinopel 1453 von den Türken eingenommen war.

Und so kommen wir schließlich von diesen äußeren Umständen, die eine Erneuerung veranlassten, zu der inneren Umwandlung, zu dem Menschen dieser Zeit, der ein anderer war, als der Mensch des Mittelalters, der in engen Vorstellungen, im Dogmenglauben, im Fanatismus besangen geblieben war. Ein neues Ideal war gesommen, das Ideal der menschlichen Freiheit, der Schönheit, das Ideal eines neuen, umfassenderen Lebens, in das sich der Mensch mit vollen, reisen Sinnen hineinstellte, nicht mehr gewillt, sich vorschreiben zu lassen, was gut und was böse war. Er wollte selbst forschen, leben und erfassen, er wollte das Leben erobern. Die Herrschaft des Mitters wie des Mönches hatte ein Ende, ein neuer Typus kam auf: der Bürger; der Bürger, der sich nicht mehr beugte unter den engen Zwang des mittelalterlichen Staates, der auch nicht mehr bloß als Mitglied einer Zunft, einer Gilde Bedeutung hatte, sondern der mit eigenen Organen das Leben packte und nicht ge-

willt war, unterzugehen in der Masse. Die engen Regeln einer in Formelkram erstickenenden Wissenschaft nahmen ihn nicht mehr gefangen, er wollte vordringen zu einer reiferen, umfassenderen Wahrheit, die mit dem Leben, das er ahnte, das er in sich trug, übereinstimmte. Und auch die Kirche mit ihrem feststehenden Kult genügte ihm nicht mehr.

So ist dieser Prozeß als ein Hindrängen zu einer Differenzierung zu verstehen. Es ging nicht mehr an, jeden nur als Mitglied einer Kaste zu betrachten, die von erstarnten religiösen und politischen Vorstellungen geleitet war. Das Individuum setzte sich auf den Thron. Die Persönlichkeit forderte ihr Recht.

In gleicher Weise entdeckte dieser neue Mensch die Natur. Die Natur, die bis dahin nur schlichtern sich hatte melden dürfen und die wie etwas Niedriges, als Teufelswerk angesehen wurde. Die Wissenschaft erweiterte den Umkreis des Wissens von der Natur. Zugem dürfen wir nicht vergessen, daß in dieser Zeit die beiden großen Entdeckungen gemacht wurden, die den Gesichtskreis des Menschen ungeheuer erweiterten und ihm ganz neue Begriffe von seiner Stellung in der Welt, seiner Macht und seiner Gestaltung geben: die Entdeckung des neuen Erdteils und die Erfindung der Buchdruckerkunst. Das eine zeigte ganz neue Ausblicke und erweiterte den Gesichtskreis in äußerlicher Beziehung und gab zugleich dem Forscher neue Gesichtspunkte zur Auffassung und Ergründung der Welt. Die Erfindung der Buchdruckerkunst erweiterte den Umkreis des Geistlichen, befreite den Laien von den Hemmungen der Unkenntnis, die wiederum der Grund der Priesterherrschaft gewesen war, Kraft der privilegierten Wissenschaft, die der Clerus allein besaß, und stellte so den neuen Menschen auf eine ganz eigene, freie Basis. Neue Welten wurden nun auch im Geistigen entdeckt. Amerika war nur das Symbol, das äußerliche Kennzeichen der Erweiterung. Von nun ab wurde alles kritisch vorgenommen und untersucht.

Daß nun gerade Italien das Land der Renaissance wurde, das lag an vielen Umständen, die mit dem Gesagten schon angedeutet wurden. Das nationale Leben hatte sich hier, in zahllosen Kämpfen, aus dem Niedergang befreit. Es gab seit Dante eine einigende, allgemeine Sprache. Die Stadtrepubliken, die einen blühenden Handel mit dem Orient pflegten, lebten den Übergriffen der Kirche wirksamen Widerstand entgegen und gewährten dem Bürger das Emporkommen, während zugleich die Rittergeschlechter an Bedeutung verloren. So bildeten diese Stadtrepubliken eine gesicherte Basis für die Entwicklung von Kunst, Wissenschaft und Literatur, die in jeder Stadt besondere

Prägung erfuhr, während doch ein allgemeiner Zusammenhang bestand. War doch Italien von vornherein begünstigt. Es war das Land, in dem griechische und römische Kultur die letzte Ausbildung und ihren Untergang erfahren. Zudem: seit Jahrhunderten waren die deutschen Kaiser traditionsgemäß auch römische Kaiser und zogen nach Italien, um sich in Rom krönen zu lassen. Italien war für den Norden das sonnige, glückbringende Land. Italien bildete den natürlichen Übergang zum Orient, mit dem durch diese Entwicklung als dem älteren Mutterland eine erneute Verbindung hergestellt wurde.

Die Kunst wurde durch diesen Geist einmal inhaltlich bereichert. Die antike Sage, Geschichte und Dichtung brachte neue Stoffgebiete. Dann gab das Studium der antiken Tempel und Denkmäler der Architektur und der Plastik eine neue Formensprache, die die Gotik ablöste. Die Gotik war auf das monströse, das Organische aus. Die Renaissance ging, ihrem Charakter nach, auf das Materialische aus und schmückte den Raum, die Fläche mit einer Fülle ornamentaler Verzierungen.

Diese beiden Faktoren befreiten den Künstler dieser Zeit aus dem engen Schema, das die mittelalterliche Kunstauffassung dictirt hatte. Der Künstler wurde freier. Die Persönlichkeit gewann an Bedeutung. Bis dahin stand die Kirche als Auftraggeberin und als Ausführende oben an. Alle Künste dienten ihr. Neuerlich blieb dieses Verhältnis weiterbestehen. Doch war die Stellung des Künstlers zu den religiösen Stoffen eine andere. Menschlichere Auffassungen gewannen Platz. Die religiösen Stoffe wurden in weltlichem Gewande dargestellt. Das Studium der Natur, das Studium des Menschen, vor allem, wie die Antike anleitete, das Studium des nackten Menschen, wurde die Hauptache. Die Empfindung für die formale Schönheit, für ästhetische Gesetze wurde geschärft. Und so wurde allmählich immer intensiver das starre Aussehen der gotischen Kunst überwunden. Die Mannigfaltigkeit des Lebens drang in die Kunst ein. Die künstlerisch freie Persönlichkeit, das Individuelle, stand an erster Stelle. Und so stehen wir an der Schwelle der modernen Kunst.

Zum Zusammenhang mit dieser subjektiven Auffassung stand, als Folge, die Vereicherung der Techniken überhaupt. Die Malerei, als die individuellere Kunstgattung, gewann an Ausbreitung. Die Architektur trat zurück. Holzschnitt, Kupferstich, Radierung trugen die Kunst in die Masse. Auch die Plastik fügte sich den malerischen Tendenzen. Zum ganzen aber blieb die Einheit des ganzen künstlerischen Schaffens bestehen. Wer Künstler war, malte, baute, bildete, zeichnete, und in den Werkstätten wurden alle diese Techniken gelehrt.

(Schluß folgt.)

Ein Untergang.

Erzählung von F. W. von Osterer.

(Schluß)

Sie Kamenska, die an der Leiche ihres Mannes toll geworden war und seitdem in allen dunklen Winkeln des Dorfes herumkroch, stürzte mit flatternden Haaren und weitoffenen, blutunterlaufenen Augen herbei und stieß furchtbare Schreie aus. Sie sahen einen lichten Augenblick zu haben. Offenbar wußte sie, was vorging; denn sie rannte in der Schar umher, packte bald dieses, bald jenes Weib am Arme und rief: „Dableiben! Dableiben!“

Ein alter Mann trat wankend an seine Tochter heran und blickte ihr wortlos, starr in die Augen. Sie senkte das Haupt. „Ich mag nicht sterben,“ schrie sie bebend. Und „Wir wollen nicht sterben,“ wiederholten alle. Der Vater sah sein Mädchen ruhig an; dann schlug

er ihm mit der Faust vor die Brust. „So geh, Du gottverlassenes Luder, und krepiere!“

Ein Bauer wollte sein Weib, das sich den Diensten angeschlossen, gewaltsam zurückhalten. Ein anderer suchte seine Schwester mit zärtlichen Liebkosungen zu gewinnen. „Täubchen mein, o Herzchen, geliebtes, bleib bei dem Brüderchen! Geh nicht fort!“ Aber sie alle rissen sich los ohne eine Gebärde des Abschieds gleich jenen, die vor ihnen das Dorf verlassen hatten.

Erst hatte der Hunger, dann der Frost, mit dem Hunger gepaart, die Neißen der Landleute gelichtet. Jetzt zogen viele, dem Verderben entfliehend, fort. In Drobyn blieben nur noch gegen hundertfünfzig Menschen zurück, sterbensbang und lebensmüde. Es ward stiller und stiller. Ein verschneites, totes Dorf.

Als die Schar der Weiber den Blicken der zurückgebliebenen entchwunden war, flohen diese schmerzbeläbt von der Stätte des Unglücks, an der sie schon zweimal Teure scheiden geschehen hatten. Nur die Kamenska blieb zurück und sah lange mit starren Blicken in jene Richtung, in der die Schar entchwunden war. Sie hob die Arme und schüttelte die geballten Fäuste; ihre Lippen bebten, und abgerissene Worte entrangen sich in pfeifenden Lauten dem Munde: „Da — da sind sie fort — wieder — Prosper, ich hab' gezählt — ja, dreihundertfünfzig wieder — und damals ich hab' gezählt — sechshundertfünfzig waren es, Prosper, o mein armer Prosper. — Die Hunde! — Aber ich — ich kann nichts — nichts dafür. Es sind noch, Prosper, sind noch da — sind noch. Warte mir, Herzchen.“

mein, warte! — Schnell — schnell werd' ich machen, damit dir keiner keiner mehr entgeht. Die Bande! Mörder die — Sie kommen, Prosperchen, kommen schon. Warte nur, warte!" Dann lachte die Tolle jährlil auf und verschwand mit lose schaukelnden Armen in ihrer Hütte. . .

Alle Gebäude sahen in der bleigrauen Abendbeleuchtung schwarz aus. Nur in der Marre erhelle trüb flackerndes Herzenlicht die Fenster; die anderen Häuser und Hütten blieben alle in lichtloses Schweigen gefüllt. Das Dunkel war ja der Not ziemender und dem Elende, das keinen Schmuck in den finstersten Winkeln zu verstecken suchte. So, ohne Lichtschein, sah auch keiner des anderen peingesuchtes Antlitz und qualentststellte Mienen. Die Bewohner der Hütten lagen auf den zerwühlten Strohlagern döbingestreckt und bemerkten einander nur am schweren Atmen und am Rollen der schmerz durchzobten Eingeweide.

Aber eine dunkle Frauengestalt, die langen, unbedeckten Haare im Wintersturm schwelzend, zeigte sich in den Dorfassen. Geräuschlos dahinschleichend, halblaut irre Worte murmelnd, riss sie von Hütte zu Hütte mit raschloser Geschäftigkeit. Bald kniete sie in einem dunklen Winkel nieder, bald tastete sie mit hochgestreckten Armen zu einem niedrigen Strohdache empor. Keine Hütte, an der sie unfähig vorüberging; auch das Schulhaus und die Kirche bargen sie minutenlang. Endlich hatte sie ihren Rundgang beendet. Es war inzwischen ganz dunkt geworden, eine schwarze Winternacht. Die Turmuhr des Gotteshauses unterbrach mit neuem bang verhallenden Schlägen die Stille. Und nun begann die Gestalt ihren Gang von neuem, nun lief sie in rasender Eile von Dach zu Dach, von Winkel zu Winkel. Und hinter ihren Spuren flammt es schwelend auf. Da gellte ein Schrei durch die Nacht und wieder einer und noch einer: „Feuer! Feuer!“ Die Menschen stürzten hustend und schreckensblind aus den Hütten, die langsam ein dichter, grauer Rauch umschloss, aus welchem ab und zu rote Zünglein emporflogen.

„Feuer! Feuer!“ Aus allen Hütten, so weit sie noch bewohnt waren, stürzten bange Menschen in die Nacht hinaus, alle den gleichen Schreckensruf auf den Lippen: „Feuer! Feuer!“ Und als sie im Freien standen und der kalte Nachthaut ihre qualmgeröteten Augen sehend machte, starnten sie fassungslos um sich und zur Kirche. Und dort; mächtig, dunkelrot leichten Flammenzungen aus den zertrümmerten Fenstern und wanden sich schlängengleich zum Turm aufwärts.

„Feuer! Feuer!“ Und dort rechts von der Kirche ragte wieder eine grelle Säule himmelwärts, und dort drüber schossen heiße Flammen empor. Allenthalben, wohin das Auge blickte, türmten sich in rasender Schnelligkeit vernichtende Glüten.

„Feuer! Feuer!“ Das war kein Schrei aus angstverzehrter Menschenbrust mehr; das Klug wie Brüllen aus schäumendem Meeresabgrunde, wie Peifen und Heulen des entfesselten Orkans. Halb nackt, händeringend, wie Wahnsinnige die Erde stampfend irrten die Drobnyer durch ihr Heimatdorf und einten ihre ganze Verzweiflung zum tobenden Schrei: „Feuer! Feuer!“ Und allenthalb, allenthalb schlugen die Flammen höher empor; sie bogten die schlanken Brände einander wie im Kusse entgegen, suchten einander und flohen wieder, wichen zurück, um sich endlich in einer breiten Glutgarbe von ungeahnter Höhe zu vereinen. Der Sturmwind kam gejagt, raubte den Flammen die Speise und trug glimmende und lodernnde Salme mit sich fort, sie im regellosen Reigen drehend, bald aufwärts, bald abwärts schlendernd; er sachte mit seinem wilden, falten Haube den Brand an und spielte mit den Glüten und entriss ihnen sprühende Funken.

Daß war im Dorfe kein Haus mehr, das nicht vom Feuer belebt wurde, kein Dach, das nicht tanzende Flammen krönten. „Feuer! Feuer!“ Es war auf einmal taghell geworden, man konnte weit über Drobny hinweg sehen, und auf den angrenzenden Feldflächen schmolz allmählich der Schnee. Die Gestalten der Menschen, die durch die brandverpesteten Dorfassen dahinschlichen, sahen spukhaft aus; bald lag eine Stelle verlassen im schwarzen Dunkel, bald sah man beim Auflodern der Glüten dort eine Gestalt, die über und über zu Flammen schien, um gleich wieder im lichtraubenden Qualm zu versinken. Eine entsetzliche, erstickende Hitze lastete auf der Landschaft. Der Schweiß perlte den Menschen von allen Gliedern; manche wälzten die letzten Hülften von sich mit dem Angstschrei: „Ah brenne!“

Feuer! Feuer! Händeringend, schmerz durchbebzt kam der Pfarrer mit großen Schritten aus dem Kirchenhause herbeigeeilt. Sein Haupt war unbedeckt, das schwarze Kleid stand gürtel los weit geöffnet. „Die Kirche brennt,“ schrie er. „Rettet, Rente, rettet!“

Auf dem Platze hatte sich der Rest der Drobnyer Gemeinde vollzählig geschart. Wohin sollte man denn auch? An den Hütten gab es nichts zu retten.

„Zur Kirche,“ wiederholte der Priester leichend. „Zur Kirche, Rente! Lösch!“

Aber keiner rührte sich vom Fleid. Der Sandbrecher, den das Elend noch verbissener ge-

den Haaren, an den Armen, an den Nößen ergriffen sie die Männersta, die noch immer sumlos freischend schimpfte und lästerte, und stießen sie mit Händen und Füßen.

„Ans Feuer mit der elenden Rente,“ rief da eine gellende Weiberstimme.

„Ans Feuer mit ihr!“ „Doch sie zuerst brenne,“ scholl es von allen Seiten. „Der Leutel wartet schon auf das Brandluder.“ Man schleiste und trat die Unglüchelinge über die Gasse zur nächsten Hütte, die am lichtesten loderte. Der Priester wußt sich den Löbenden entgegen. „Läßt sie! Schont sie! Sie ist toll!“ Er wurde hinweggestoßen, und die Männersta stieg von vielen Armen geschlendert, in die Flammen. Doch sie hörte nicht auf zu schwimmen und zu lästern, bis ihr eine große Feuerzunge ins Antlitz schlug und sie fluchend niedersaß. Und die Menge tanzte, heulte und joblte vor dem verlohenden Feuer.

Feuer! Feuer! Niemand in Drobny dachte daran, zu löschern und zu retten, und es kam noch immer nicht Hilfe. Der Geistliche batte das schwerze Gewand von sich geworfen, weil es ihn zu erstickten drohte, und nah gleich den anderen mit müsig hängenden Armen dem Verderben zu. Und noch immer nicht und von niemand her Hilfe. Die Bauern des Mars nooroder Kreises waren wohl alle zu elend und schwach, um ihre Sprühen herauszuschleppen, und die Stadt war fern. Der Himmel war ringsum blutrot gefärbt, die Feuergarben schienen bis an ihn hinauszureichen. Der Stein der Menschen ging immer schwerer und lebend der, der Brandgeruch wurde immer unerträglicher. Ein kleiner Knabe warf sich schreiend zur Erde; ein brennender Strohalm hatte ihm ein Auge versengt. Dort saß das Haar eines kleinen Mädchens Feuer, und in Schmerzen stöhnuend und heulend wand sich das Kind vor gehend auf der Gasse.

Und da geschah etwas Unerhörtes, Grauenhaftes. Die Mutter nahm das halbverengte Mädchen in die Arme und trug es einer brennenden Hütte zu. „Läßt sie brennen, Herr Pfarrer, lasst mir! Unsere Hütten brennen ja auch.“

Der Geistliche fuhr empört auf. „Sandbrecher, Du lästerst Gott.“

Aber die anderen nahmen gegen ihren Seelenhirten Partei; Männer und Weiber kreischten: „Recht hat der Sandbrecher.“

Der Priester fand dieser Erbitterung gegenüber keine Worte. Wie betäubt blieb er einen Augenblick lang stehen; dann raffte er sich auf. „Wohl, so gehe ich allein, und wenn es dem Herrgott gefällt, verbrenne ich.“

Und er wollte davoneilen; doch ein eigen-tümlich freischender Laut hielt ihn zurück. Auch die anderen hatten ihn vernommen — diesen triumphgellenden, tollen Laut. Rotglühend vom Flammenmeer umstrahlt, einer Höllenverschei-nung gleichend, stand die wahnsinnige Männersta vor dem Kirchentore. „Brennen — Feuer! — Ha, ha — Feuer! Er und das ganze Elend mit. — Und sie sollen — Alle sollen sie auch brennen und lodern, die Mordhunde, weil sie den Prosper erschlagen haben. Lösch doch, Ihr Strolche! — Feuer, Feuer! — Was' doch gefälligst Deine Flamme aus, du grundgütiger Herrgott! — Brennen! Siehst du, Prosperchen? — Sieh nur, wie sie brennen! —“ Und unaufhörlich, in vielerlei Wendungen wiederholte die Tolle ihre Gedanken. Und die Drobnyer hörten sie — bestürzt und betäubt, und der Priester stand mit bebender Brust und entsetzten Blicken. Dann aber wach jäh die erfahrende Beläubung, und den Geistlichen mit sich reizend, begannen alle gleichzeitig auf die Rasende zu stürzen. An

den Haaren, an den Armen, an den Nößen ergriffen sie die Männersta, die noch immer sumlos freischend schimpfte und lästerte, und stießen sie mit Händen und Füßen.

Der Priester, der abseits gestanden, war verzagt geblieben; er hatte nicht den tollen Bruderkrieg mitkämpfen müssen. Aber als er alle seine Pfarrkinder heulend und sterbend sich im Feuer wälzen sah, kniete er nieder und betete minutenlang. Dann warf er sich entschlossen in die Glüten, und als ihn die singenden Zungen umwanden, hörte er noch als letzten Ton den Hornruf der städtischen Feuerwehr, die zu Lösch- und Rettungsarbeit eintraf. Gräßlich lachend brach er zusammen. —



Lederpunzarbeiten. Unter den Kunsthandwerken, die in den letzten Jahrzehnten wieder in Mode gekommen sind, befindet sich auch der **L e d e r s c h u l t** und die **L e d e r p u n z e r e i**. Im Mittelalter stand dieses Kunsthandwerk in hoher Blüte. Vieleslei Välder, als Säbel und Messercheiden, Kisten und Güts, Portefeuilles und anderes mehr, wurden aus Leder gefertigt, das durch Bearbeitung mit dem Messer oder mit Punzen mit Ornamenten versehen war. Auch Helmverzierungen, Schildüberzüge, Sättel, Stuhlhübe und Rücklehnen, sowie schließlich auch kunstvolle Bucheinbände wurden auf diese Weise aus Leder gefertigt. Romantisch in Deutschland, Spanien, Frankreich und Italien wurde dieses Kunsthandwerk geübt. Eine ganze Anzahl derartiger Arbeiten aus dem 14., 15. und 16. Jahrhundert, die in den verschiedensten Archiven und Museen aufbewahrt werden, zeugen noch heute von der großen Meisterschaft der Leder Schneider und Lederpunzer jener Zeit. Besonders wertvoll und charakteristische Stücke findet man auf der Marienburg, im Germanischen Museum zu Nürnberg, im Rathaus zu Lüneburg und im Museum für Kunst und Gewerbe in Hamburg. Später hat die Lederpunzerei dann das Schicksal so vieler anderer Zweige des Kunsthandwerks geteilt: sie ist vollständig verloren gegangen und vergessen. Jahrhunderte sind darüber hinweggegangen, bis man sich wieder auf sie besann und sie zu über und zu pflegen begann. Und heute steht sie — wenigstens in einigen Gegenden Deutschlands — wieder in hoher Blüte.

Man kann von dieser Wiedergeburt der Lederpunzerei nicht sprechen, ohne des Mannes zu gedenken, dem sie zu verdanken ist. Professor Dr. **J u s t u s B r i u c h m a n n**, der Schöpfer und Direktor des Hamburgerischen Museums für Kunst und Gewerbe, hatte auf seinen zahlreichen Sammeltreissen durch Frankreich, Spanien, Italien und durch die Archäe und alten Mai- und Amtsbücher deutscher Städte so wunderbare Proben des alten in Vergessenheit geratenen Kunsthandwerks der Lederpunzerei kennen gelernt und so schöne Stücke davon auch für sein Institut erworben, daß er sehr lebhaft wünschte, auch diese alte Kunst neu belebt zu sehen. Justus Brindmann, von Haus aus ein Jurist, der aber die eingespülte Advokatenlaufbahn aufgeben mußte, weil seine Clienten mehr Geld von ihm bezogen, als er in seines Herzens heispielerischer Unmöglichkeit von ihnen herauszuholen vermochte, ein Kunsthistoriker von großem Weitblick, dazu ein rostloser und selten gesichteter Sammler, war neben Lichtwark einer der ersten und eifrigsten Protagonisten der modernen ästhetischen und künstlerzieherischen Bewegung. Zu seinen Bestrebungen, eine neue künstlerische Kultur wieder zu erwecken, hat er vor allem anregend gewirkt auf das Kunstgewerbe Hamburgs. Und er war es auch, der die moderne Ledertechnik, die gegenwärtig in Hamburg in besonders hoher Blüte steht, durch seine Anregungen neu belebt hat. Vor rund 30 Jahren veranlaßte er einen Altonader Buchbinder Georg Hulbe, von dem er schöne Bucheinbände in Ledertechnik gesehen hatte, es auch einmal mit dem Lederschmitt und der Lederpunzerei zu anderen kunstgewerblichen Arbeiten zu versuchen. Diese Anregung wurde von Erfolg gestoßen. Hulbe war der rechte Mann. Er hat nicht nur selbst die alte Ledertechnik in Schnitt und Punzerei völlig beherrschen gelernt, sondern auch eine ganze Reihe sehr geschickter Arbeiter in dem Menschenalter seiner Tätigkeit auf diesem Gebiete herangebildet. Aber er war nicht nur ein tüchtiger, mit allen Finessen der Methode vertrauter Handwerker, sondern auch ein Mann von künstlerischer Schöpferkraft und feinsinnigem Geschmack. Aus dem Atelier Hulbe sind Werke moderner Ledertechnik hervorgegangen, die den besten dieses Kunstgewerbes zweiges im Mittelalter an künstlerischem Geistmaß in der Erfindung und an Feinheit und Sauberkeit der Ausführung durchaus gleichwertig zur Seite stehen. Nur in einem Punkte erreichen sie die alten Arbeiten vielleicht nicht ganz: in der Haltbarkeit des Materials. Doch diesem Mangel abzuhelfen, liegt nicht in der Macht des Kunsthandwerkers. Das Material, das er zu seinen Arbeiten benutzt, ist in erster Linie das **L e d e r**, und zwar entfettetes Rindleder. Leder wird hergestellt durch die Gerbung von Tierhäuten. Die Gerbung von Tierhäuten geschah im Mittelalter und bis in unsere Zeit hinein unter Benutzung von Eichenrinde, die einen guten natürlichen Gerbstoff enthält. Heute wird neben Eichenrinde und dem aus transozeanischen Ländern eingeführten Quebrachoholz in der Gerberei aber auch durchweg mit allerhand Ebenholz gearbeitet, die eine gewisse zerstreuende Wirkung auf das Leder ausüben und so seine Haltbarkeit etwas beeinflussen.

Es kann nicht unsere Aufgabe sein, hier eine genaue Anweisung für die Lederpunzarbeit zu geben,

nur in groben Umrissen mög sie zur Orientierung der Leser angedeutet sein: Auf das möglichst gleichmäßig starke, entfettete Rindleder, das feine Naturfarbe hat, wird die Zeichnung für die Ornamente, die man der Arbeit geben will, mittels Pausche aufgetragen. Dann werden die Konturen mit eigenartigen Messern eingeschnitten. Und nun werden durch verschiedene gestaltete Metallpünzen die Erhöhungen der Bildreliefs in das aufgesetzte Leder von unten her hineingetrieben. In seinem Falle werben die Reliefformamente etwa durch Maschinenpressung erzeugt, sondern alle werden, wie gesagt, getrieben, indem auf die Unterseite des Leders die Metallpünzen, die einen verschiedenen großen und gestalteten Querschnitt haben, aufgesetzt und vorsichtig mit kleinen Hämmern bearbeitet werden. Eine Arbeit, die der des Metallstrebers sehr ähnlich ist. Betriebene feine Metallornamente werden in der Weise hergestellt, daß die Metall- (d. h. Silber-) Platte auf ein Stück Pech gelegt wird. Dieses bietet dem Schlag einen gewissen Widerstand, gibt dem festeren oder beharrlichen Schlag an den vom Arbeiter gewünschten Stellen nach und ermöglicht so die Herstellung eines Reliefs auf der Metallplatte an der dem Pech zugewandten Seite. In dieser Weise werden z. B. die wunderbar feinen Silber- und Goldarbeiten des sehr hoch stehenden ostasiatischen Kunstgewerbes gefertigt. Das Bildrelief erfordert andere Maßnahmen. Der Ledertechniker legt unter die Bildseile des Leders, an der Stelle, wo er ein Relief durch seine Punzen treiben will, Blechringe, die je nach Größe und Gestalt des Ornamentes verschieden groß und geformt sind. So findet er beim Hämmern den nötigen Widerstand und doch auch den leeren Raum, in den er das Relief hineintreiben kann. Selbstverständlich erfordert ein künstlerisch herzustellendes Stück eine Summe von Details- und Nacharbeiten, die teils von der Unterseite des Leders aus besorgt, teils aber auch an der Bildseite selbst vorgenommen werden. Zu den letzteren gehört vornehmlich das Glätten und Festigen der vom Messer geschnittenen Konturen, das Unterscheiden einzelner Teile der Ornamente u. a. m. Die Naturfarbe behält das Leder gewöhnlich nicht, sondern man gibt ihm mittels einer Seifenlauge mit Farbzusatz eine röhlig und kräftig wirkende, gleichmäßige, dunkelbraune Farbe. Zutiefen werden die Ornamente oder einzelne Zwischenfelder auch mehrfach übermalt, doch geschieht das seltener und ist eine nicht gerade besondere künstlerische Erweiterung dieses Kunsthandwerks. Die in das aufgesetzte Leder getriebenen Reliefs bleiben fest stehen, wenn das Leder wieder trocken geworden ist. Das Leder hat durch diesen Prozeß überhaupt eine größere Härte erhalten, so daß sich die getriebenen Ornamente nicht wieder eindrücken.

Wie schon diese in groben Umrissen gehaltene Schilderung der kunstgewerblichen Ledertechnik erkennen läßt, bedingt sie eine sehr subtile und umständliche Arbeit und sehr geschickte und geschmeidige Arbeiter, dazu ein nicht billiges Material. Die Erzeugnisse dieses Kunsthandwerks, als Sitz und Lehnen von Stühlen und Bänken, Deckel von Portefeuilles, Altbüms, Mappen für Kunstdräte, Bezüge von Kästen und Kästchen, Ofen- und Wandshirme usw. usw., sind verhältnismäßig teuer, und darum wird man sie im Proletarierheim wohl selten oder gar nicht treffen. Wie auf die meisten Schäbe der Kunst muß der Proletarier in der kapitalistisch organisierten Gesellschaft eben noch auf all das Schöne verzichten, das das moderne Kunsthandwerk in so reichem Maße erzeugt. Aber vielen geschickten Händen gibt das zu neuem Leben erweckte Kunsthandwerk der Ledertechnik doch die Möglichkeit einer interessanten Betätigung, wenn sie auch noch nicht reichte, um eine besondere Berufsklasse von Ledertechnikern entstehen zu lassen. Die heute in diesem kunstgewerblichen Zweige tätigen Arbeiter sind vornehmlich aus dem Buchbinders- und Portefeuillenberuf hervorgegangen. Die meisten von ihnen haben sich in Hulbes Werkstatt herangebildet, doch haben im Laufe der Zeit eine Reihe sehr geschickter Arbeiter ihr den Rücken gefehrt, weil Hulbe, der so Großes und Schönes in dem von ihm zu neuem Glanz gebrachten Kunstgewerbe vollbracht hat, nachdem er zu Reichtum und Ansehen gekommen war, seinen Arbeitern gegenüber einen recht schärfmacherischen Herrnstandpunkt heraustrahlte. Eine Folge davon war, daß auch ein Werkmeister, Karl Schädelich, der 15 Jahre bei Hulbe tätig war, dort vor einigen Jahren austrat und ein eigenes Atelier gründete, in dem eine Anzahl ehemals Hulbescher Arbeiter tätig sind und das sich nun auch zu hoher Blüte entwickelt hat. Die Arbeiten, die aus ihm hervorgehen, zeugen von dem tüchtigen Können und dem fein entwickelten künstlerischen Sinn Schädelichs und seiner Mitarbeiter. Zwei Stücke, die in den letzten Jahren aus Schädelichs Werkstatt hervorgegangen sind, dürften die

deutschen Arbeitern besonders interessieren. Es sind kunstvolle Mappen für Kunstdräte, die die Partei genossen des 1. und 2. Hamburger Wahlkreises ihren Reichstagsabgeordneten Genossen August Bebel und Heinrich Dieb zu ihrem 25jährigen Jubiläum als Vertreter der beiden Hamburger Wahlkreise im Reichstage überreicht haben. Genosse Dieb hat sein Jubiläum schon im vorigen Jahre, Genosse Bebel erst kürzlich. Von der Mappe, die mit einer Anzahl künstlerischer Hamburger Ansichten der letzteren überreicht wurde, geben unsere betender Illustrationen die Bilder des vorderen Außendecks und der ersten Innenseite. Die Mappe ist in eine Größe von 52×72 Centimeter ausgeführt, und die Arbeit besonders des vorderen Außendecks ist ein wahres Meisterwerk moderner Ledertechnik: Schnitt und Punzerei. In der oberen Haupftfläche zeigt sie das Hamburger Wappen, unten in mehrfarbiger Malerei ein charakteristisches Hasenbild, die Elbhöhe mit der sie frönen Seewarte und rechts den ehemaligen „großen Michel“, und unter den Fahrzeugen links die Parfasse „Hamburger Echo“, das erste Wahrzeichen der deutschen sozialdemokratischen Handelsflotte. Die aus Eisengerüste gebildete dekorative Umrahmung des Mittelstückes trägt die Worte: „Proletarier aller Länder vereinigt euch!“ Die vier Ecken des vorderen Deckels sind, wie auch unsere Abbildung erkennen läßt, aus Silberplatten gebildet, die getriebene Ornamente tragen. So legt diese Mappe, die dem freien, treuen Führer der deutschen Sozialdemokratie ein Zeichen der Verehrung seiner Wähler und Parteigenossen sein soll, zugleich auch Zeugnis ab von dem Körnchen eines langvergessenen, nun aber wieder zum Leben erweckten Kunsthandwerks und besonders davon, zu welche Blüte sich dieses gerade in Hamburg entwickelt hat. Ich

Neue Erzählungsliteratur. Der Strom der deutschen erzählenden Kunst, der alljährlich den Büchern macht überflutet, hat sich sein Bett wohl breiter, aber keineswegs tiefer geöffnet. Neue Romanerscheinungen bestätigen das am besten. Da sind zuerst drei halb und halb ins Pädagogische schlängende Werke, „Jugendsünden“ von Kurt Kraus, „Friede Wend“ von Sophie Janzen und „Unterlehrer Straub“ von Heinrich Keller. Keller behandelt eines der wichtigsten pädagogischen Probleme: den Religionsunterricht im Gegensatz zur Naturwissenschaft, wie sie in den Volksschulen gelehrt wird. Finstres Pfaffentum und im Sinne der modernen Zeit aufwärts strebende junge Lehrer sind einander gegenübergestellt. Alle Personen sind gut und lebenswahr gezeichnet. Kraus' Buch ist wohl flott geschrieben, doch in seinen Wirkungen ungleich. Der Übersichtlichkeit halber sind manchmal zu viele aneinander gereiht, als daß der Roman wirklichkeitsschön wirken könnte. „Friede Wend“ ist ein behaglich angelegtes Buch, an dem wohl die Verfasserin beim Schreiben ihre Freude gehabt haben mag, das sonst aber inhaltlich etwas recht armelig ist. — Historisch kommt diesmal Richard Huldschiner, und zwar gleich mit zwei Romanen „Starckenberg“ und „Das adelige Schützenfest“. Beide Bücher sind von einer reichen und feinen Kunst, durchgearbeitet und durchgesetzt bis in die nebensächlichsten Einzelheiten hinein. — Auch „Um eine Krone“, von Georg v. d. Gabelenz, gibt sich als historischer Roman; einen Vergleich mit Huldschiners Schöpfungen hält jedoch dieses, immerhin anschaulich und packend geschriebene Buch in keiner Weise aus. — Maria Schlumpfs Roman „Der Weibermann“ gehört nicht zu den spannenden. Alle äußeren Effekte sind mit einer gewissen Absicht vernachlässigt, so daß man beim Lesen das Gefühl einer allzu geringen Beachtung der Form nicht los wird. Dafür ist es aber ein kräftiges, in sich wohl gerundetes Werk. — „Dunkelheiten“ hat Max Hochdorf einen Novellenband genannt, in dem er einer etwas überwild gewordenen Phantasie allzusehr die Fügel schießen läßt. — Drei Romane spielen im Auslande, auf Fahrt nach Ägypten, nach der Mitternachtssonne, nach Sizilien. Alle drei sind mehr oder weniger phantastische Unterhaltungslettüre. Hans von Bobeltich gibt sich in seiner Erzählgeschichte „Der heilige Sebastian“ als flotter Erzähler, der geschickt und spannend aufzubauen weiß, den Reiter aber dennoch innerlich kalt läßt. Wehr Kunst und ausgereiftes können steht in Paul Oskar Höfers Buch „Die verbotene Frucht“. Es schildert eine junge, starke Frau im Kampf mit einem verknöcherten preußischen Beamten. Das dritte Buch ist eine Uebersetzung aus dem Dänischen. Es betitelt sich „Die Mitternachtssonne“; der Autor ist Laurids Braum. In Naturschilderungen, die oft von wunderbarer Feinheit sind, ist dieses Werk reich. — Sämtliche Bücher sind im Verlage von Egon Fleischel u. Co. in Berlin erschienen.

Nachdruck des Inhalts verboten!